

MARION ZECHNER

Bewölkt aber trocken

Roman

leykam: *Belletristik*

Copyright © Leykam Buchverlagsgesellschaft m.b.H. Nfg. & Co. KG,
Graz – Wien 2021

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Covergestaltung: Annalena Weber, Buchdesign, Hamburg

Coverfoto: by Holly Obermiller on Unsplash

Korrektur: Gundi Jungmeier

Satz: Gerhard Gauster

Druck: Finidr, s.r.o.

Gesamtherstellung: Leykam Buchverlag

www.leykamverlag.at

ISBN 978-3-7011-8176-6

Gefördert durch

SCHREIBERE!
Schreibende
Literaturpreis **SPARKASSE**



Inhalt

Prolog

7

Bewölkt

9

Aber

118

Trocken

292

Epilog

454

»Aber der Briefkasten wird doch sowieso erst morgen geleert.«

»Morgen traue ich mich nicht mehr.«

Montag, 14. Oktober 2019

»Sie wieder sind zu spät.« sagt Frau P.

»Tut mir leid.« Manche Gewohnheiten halten sich hartnäckig. Bei ihr ist es diese Art, sich zurückzulehnen und die Arme zu verschränken, bevor es ernst wird.

»Wenn Sie sind müde, warum Sie ruhen sich nicht aus?«

»Wieso müde?« Aber jetzt, wo sie es sagt. Obwohl ich doch eigentlich den ganzen Tag nichts mache. Zu Hause, ja, da musste alles schnell gehen, selbst am Wochenende: putzen, einkaufen, korrigieren, kochen. Ich habe mir wirklich Mühe gegeben. Und trotzdem immer dieses Gefühl: gleich, gleich, gleich hat es mich. Was auch immer. Aber hier – nichts als Herumsitzen von morgens bis abends. Bei Karsten ist niemand da, aber im Zimmer daneben, eine Frau ...

»Haben Sie geschrieben Postkarten?«

»Einen ganzen Papierkorb voll.«

»Wo war Problem?«

»Zuerst ist mir nichts eingefallen, und dann hat der Platz nicht gereicht.« Was gibt's da zu lächeln?

»In ein paar Wochen, Sie sind wieder zu Hause. Sie sollten anfangen, Kontakte aufzunehmen.«

Die Frau gegenüber. Räumt irgendetwas ins Regal. Kommen und gehen. Die Welt dreht sich weiter. Ein paar Wochen. Marie, die Zeit braucht. Freya, die wahrscheinlich bis an ihr Lebensende wütend auf mich ist, und Lars. »Ich weiß gar nicht, wie das werden soll. Was mache ich, wenn mein Mann nie wieder mit mir redet?« Frau P. regt sich nicht. Hört sie mir überhaupt zu? Oder überlegt sie, ob diese Pumps noch ihrem Stil entsprechen? »Wenn Lars sich wirklich von mir trennt«, versuche ich es nochmal. »Ich weiß nicht, ob ich das aushalte.«

Endlich hebt sie den Kopf. »Vielleicht, Sie haben deswegen getrunken?«

»Weswegen?«

»Wodka konnte nicht weglaufen.«

Ihre hochgezogene Augenbraue, die mal wieder darauf wartet, dass ein Groschen fällt. Aber welcher Groschen? Wo der Absolut mich doch erst hierhergebracht hat. Wo ohne ihn das alles nie passiert wäre: Freyas Auszug. Der Unfall. Lars, der alles stehen und liegen lässt und mit Jakob zu seinen Eltern nach Hamburg fährt. »Der Abend, als ich in den Ort gegangen bin.« Ihre Augenbraue, noch ein Stück höher. Was wird das hier? Topfschlagen? Warm, wärmer, aber noch nicht heiß genug. »Dieser Abend, bevor ich ...« Richtige Spur? Die Augenbraue will sich noch nicht festlegen, also weiterraten.

Der Feiertag. Der Weg in die »Linde«. Die hochgeklappten Bürgersteige. Das Mädchen mit den pinken Haaren. »Ich war so erschöpft. Einfach nur vom

Nüchternsein. Und vom vielen Denken. Ich wollte nur, dass das aufhört.«

»Vielleicht Trinken war einzige Möglichkeit für Sie, auszuruhen?« Frau P.s Augenbraue lässt nicht locker. Ergreift sie hier tatsächlich Partei für den Absolut? »Doppelleben ist anstrengend«, sagt sie.

»Wieso Doppelleben?« Bei allen Fehlern, die ich gemacht habe. »Ich bin meinem Mann immer treu gewesen. Vom ersten Tag an.«

»Ah ja?«

»Ja!« Da braucht ihre Augenbraue gar nicht so zu tun.

»Sie nie haben sich davongeschlichen? Sie nie haben heimlich gekauft eine Flasche? Sie nie haben versucht, Alkoholgeruch zu verstecken?«

»Das schon, aber ... Sie meinen, das ist dasselbe wie ...?« Fremdgegangen mit dem Absolut? Endlich kann ihre Augenbraue sich entspannen. Aber so kann man das doch nicht sehen. »Dann bliebe Lars ja gar nichts anderes übrig, als mich zu verlassen.«

»Erste Entscheidung muss nicht treffen Ihr Mann, sondern Sie selbst.«

»Aber ich habe mich längst entschieden. Ich will mit ihm zusammen sein. Das ist mir wichtiger als alles andere.«

»Haben Sie das gut überlegt?«

»Natürlich.« Da braucht ihre Augenbraue sich gar nicht erst wieder auf den Weg zu machen.

»Das ist großes Risiko, Lucy, ist Ihnen klar? Das bedeutet, Sie müssen Wiedersehen sagen zu Wodka.«

»Das habe ich längst getan!«

»Für jetzt, Sie haben getan. Aber wie wird werden, wenn Sie zu Hause sind? Wodka war immer da. Hat Sie nie enttäuscht. Nie allein gelassen. Sie immer konnten selbst bestimmen, wann, wo, wie viel. Echte Beziehung ist viel mehr Risiko.«

»Das klingt ja, als wollten Sie mich zum Weitertrinken überreden.«

»Ich will, dass Sie kennen Konsequenzen, bevor Sie Entscheidung treffen. Wenn Sie wirklich wollen, Sie können kämpfen für Ihre Ehe. Vertrauen wieder aufbauen. Aber das heißt auch: dem Wodka Lebwohl zu sagen. Kein Sicherheitsnetz mehr. Sie werden Angst haben. Sich einsam fühlen. Wütend sein. Alles, was zum Leben gehört. Alle Gefühle, vor denen Wodka hat Sie beschützt.«

»Ja. Ich weiß.«

»Sie haben gehabt guten Grund, warum Sie haben Wodka mehr vertraut als Ihrem Mann«, sagt Frau P. So wie sie schaut, hat sie noch mehr auf dem Herzen. »Sie sollten kennen diesen Grund, Lucy. Sonst Sie werden wieder tappen in selbe Falle.«

»Welchen Grund denn?« Bitte nicht wieder irgendwelches Kindheitszeugs.

»Erinnern Sie sich an Situation, als kleine Lucy war sehr allein?«

»Nicht so konkret.« Die Frau neben Karstens Zimmer – verschwunden. »Vielleicht als mein Vater ausgezogen war. Da vielleicht.« Sie nickt.

»Und wen hätte kleine Lucy damals gebraucht?« Wie lange geht die Stunde noch? »Lucy?« Ja, ich bin nicht schwerhörig. »Wen hätte kleine Lucy damals gebraucht?« Vier Buchstaben, aber was, wenn man sie nicht zugeben kann? »Was ist schlimm an Traurigsein?«

»Ich bin nicht traurig.«

»Ach so.«

»Nur, wenn *sie* damals eine Therapie gemacht hätte, vielleicht wäre Papa nicht gegangen. Vielleicht ...«

»Haben Sie schon mal darüber geredet mit Ihrer Mutter?«

»Mit ihr kann man nicht reden.«

»Sie könnten versuchen.«

»Nein.«

»Jetzt Sie sind trotzig wie kleines Kind.«

»Bin ich nicht. Ich weiß nur nicht, was das bringen soll. Die Vergangenheit lässt sich nicht ändern.«

»Die Vergangenheit«, sagt sie. »Ist hier drin!« Ich dachte, da ist der Vogel. »Früher, für Sie ›jemanden brauchen‹ war gefährlich. Aber wir brauchen andere Menschen, Lucy. Sonst wir verlieren uns selbst.« Verloren. Genau so fühlt es sich an. »Jetzt, Sie sind groß. Sie können Geschichte neu schreiben.«

»Wie denn?«

»Bleistift«, sagt sie. Oberste Schublade. »Oder Kugelschreiber. Wie Sie wollen.«

»Sie meinen jetzt gleich?« Selbst schuld, wer fragt. »Glauben Sie wirklich? Ich meine, dass es damit zusammenhängt?«

»Menschen tun nicht dumme Sachen, Lucy. Alles hat Sinn.«

Und schon sitzt man wieder da, nur dass es diesmal keine Postkarten sind und dass Frau P. daneben sitzt, mit geduldiger Miene, die Ellbogen aufgestützt. Mir dabei zusieht, wie ich darauf warte, dass ein Satz vorbeikommt, oder wenigstens ein Wort, mit dem ich anfangen könnte. Wie eine Schülerin in der Nachholschulaufgabe. Nicht am Kugelschreiber lutschen. Schon gar nicht, wenn es nicht der eigene ist.

»Schreiben Sie, was kleine Lucy hätte sich gewünscht von ihrer Mama.«

Wie freundlich Frau P. schauen kann. Also gut. Meinetwegen.

~~»Tut mir leid«, sagst du. »Ich mach es nie wieder.«~~ Ich glaub dir kein Wort.

~~Du kommst an mein Bett. Gibst mir den Hörer. Papa ist dran. »Du kannst bei mir wohnen, wenn du willst«, sagt er.~~ Jetzt auf einmal!

Frau P. hebt den Kopf. Den Stift hinwerfen wird man ja wohl dürfen. Was an diesem Scheiß hier soll bitte schön Therapie sein? »Ich glaube, ich kann das nicht.«

»Spüren Sie«, sagt Frau P. »Was braucht kleine Lucy wirklich?«

»Woher soll *ich* das wissen?«

»Versuchen Sie. Sie können Augen auch zumachen.« Wenn sie sogar Walhalla-Methoden auspackt.

»Also gut.« Dann eben nochmal.

»Schon fertig?«, fragt Frau P. »Darf ich?« Sie betrachtet den Zettel. Dann mich. Wieder den Zettel.

»Ich liege im Bett.« Hey, warum liest sie laut? Ich weiß selbst, was ich geschrieben habe. »Das Telefon klingelt. Die Polizei ist dran. ›Sie sind tot«, sagt die Frau. ›Beide. Tut uns leid.«

Wie sie mich anschaut. Überlegt sie insgeheim, wie sie unbemerkt den Alarmknopf drücken kann? Eine durchgedrehte Patientin, abzuholen im dritten Stock. Und dann? Ein Beamter, der mich mitnimmt? Und wohin? Ins Gefängnis? Oder in die Geschlossene, wie die Kreolen-Frau vom Meeting? Mit Handschellen und Zwangsjacke?

»Vielleicht Sie müssen erst mal loswerden Ihre Wut«, sagt Frau P. Nicht mal ein Vorwurf in ihrem Blick. *Loswerden* – nichts lieber als das!

»Aber sonst muss man doch immer alles integrieren.«

Jetzt lächelt sie sogar. »Haben Sie schon mal versucht, vollgestellten Keller aufzuräumen? Bevor Sie entscheiden, was wegsoll, Sie müssen zuerst schauen, was da ist, und ausräumen.«

Frau P. und ihre Hausaufgaben. Schauen, was da ist. Hat sie eine Ahnung! Ein leerer Schreibtisch. Ein leeres Blatt. Und jetzt? Erinnerungen rauskramen. All das Zeug, von dem man dachte, dass es längst beim Kuckuck ist oder beim Teufel oder dort, wo der Pfeffer wächst, weil man es schon so oft dorthin geschickt hat. Aber mit manchen Sachen weiß eben nicht mal der Teufel was anzufangen.

»Gehst du rauchen?« Saskia schon wieder. »Lucy? Warte, ich komm mit!« Aber ich kann nicht warten. »Renn doch nicht so! Willst du, dass es mich die Treppe runterhaut?« Ich *muss* rennen – Treppen sind prädestiniert für Erinnerungen, vor allem, wenn sie so riechen wie diese hier, so betont neutral, nach Schmierseife oder was das ist.

Du sitzt auf der Treppe. Ich sehe gleich, was los ist. Das sehe ich immer gleich. Aber du denkst, ich merke es nicht. Das ist das Schlimmste. Dass du denkst, ich bin blöd. Wenn du ein Hund wärst, würdest du den Schwanz einziehen und dich ducken. Wenn du ein Hund wärst, würde ich dich schlagen. Mit dem Gürtel. Damit meine Knie wieder fest werden. »War's schön im Schilager?«, fragst du. Du schaust mich nicht an. »Wo ist Lydia?«, frage ich. »Wo ist Lydia?!«, schreie ich. Und du: »Oben«. Oben ist es still. Kein Mucks aus dem Kinderzimmer. Ich drücke die Klinke. Es ist zugesperrt. Ich drehe den Schlüssel. Mir ist schlecht. Lydia sitzt auf ihrem Bett. Blass wie ein Geist. Ich traue mich nicht, zu fragen, seit wann. Mache die Tür zu, damit wir nicht krank werden von deiner Gegenwart. Ich spiele den ganzen Abend mit ihr Barbie. Ich verspreche ihr, sie nie wieder allein zu lassen mit dir. Als sie eingeschlafen ist, gehe ich in die Küche. Ich räume die Flaschen weg und mache das Fenster auf.

»Wut loswerden«, von wegen. Immer mehr wird sie, wenn man sie lässt. Abschneiden sollte man sie sich, diese verdammte Wut. Ertränken, in diesem verdammten

Teich zusammen mit diesem bescheuerten Fisch. Wie er am Schilf entlang tingelt, was bitteschön soll denn das für ein Lebensinhalt sein?

»Was ist los?«, fragt Saskia. Du kannst mich mal. Genauso wie der blöde Fisch. Und wie die Welt. Alle könnt ihr mich mal. »Kommst du mit in die Turnhalle?«, fragt Saskia. »Ein bisschen Dampf ablassen am Boxsack?«

»Ein andermal. Ich muss meine Hausaufgabe fertig machen.«

So still im Zimmer. Vielleicht hätte ich doch mit Saskia zum Boxsack gehen sollen. Mir vorstellen, es wäre Mama. Warum bekommt man Kinder, wenn man sie nicht leiden kann? Wenn deine Flaschen und deine Ruhe das Einzige waren, das du um dich herum ertragen hast? Hast dich versteckt hinter mir, deine Flaschen versteckt, alles. Dein ganzes Leben ein Versteckspiel. Lydia war zu klein. Aber ich. Ich wusste es. Und ich wusste, dass du es wusstest. Und du wusstest, dass ich wusste, dass du es wusstest. »Schätzchen«, hast du gesagt. Wenn es gerade mal ging. Auf welcher Position stand »Schätzchen« bei dir? Ich. Habe. Keine. Ahnung. Erst die Flasche. Dann? Lange nichts. Warum liebst du am meisten, was dich umbringt? Ich wollte nicht deine Verbündete sein, und ich war es doch. Habe Papa abgelenkt, damit du trinken konntest. Habe ihn abgelenkt, damit er bleibt. Und habe es trotzdem nicht geschafft. Und dann? Stehst du wieder da und willst mich umarmen. Weil du denkst, ich bin wie du. Aber das stimmt nicht. Ich bin nicht wie

du. Kein bisschen bin ich wie du. »Entschuldige, Lucia«, hast du immer gesagt. Aber ich wollte nicht, dass du dich entschuldigst. Ich wollte, dass du mit uns schwimmen gehst, so wie du es versprochen hattest. Dass du dich nicht mehr versteckst. Dich nicht mehr schämst. Weißt du, dass ich in der Schule allen erzählt habe, wie schlau du bist? Wie viele Freundinnen du hast? Wie schön du aussiehst, wenn du dich schminkst? Wie du geschaut hast: »Ich muss euch was sagen.« Papa – ausgezogen. »Aha«, habe ich gesagt, oder irgend so etwas Beiläufiges. Jemand musste doch stark sein. Weißt du, dass mein Lieblingsmärchen Schneewittchen war? Schnell zurückstopfen das vergiftete Apfelstück, jedes Mal, wenn es sich lösen will, nicht dass es raus ploppt und es mir rausrutscht aus Versehen: Ich. Hasse. Dich!

Hassen. Die Frau, die mir das Leben geschenkt hat. Mich selbst sollte ich in einen Karton verpacken und zum Teufel schicken, ausreichend frankiert, sodass er sicher nicht wieder zurückkommt.

Und trotzdem wird es wieder Mittag. Trotzdem steht man wieder an der Theke. Trotzdem bekommt man was zu Essen. Und sogar Nachtisch.

»Endlich mal wieder Tiramisu!«, hört man Dani hinter sich rufen. »Ohne Alkohol. Das müssen wir ausnutzen.«

Aber selbst über Tiramisu kann man stolpern, wenn es einem so unverdient unerwartet über die Theke gereicht wird. *Ohne Alkohol*. Vielleicht ist das ja gerade das Problem.

»Alles Gute zum Geburtstag, Mama. Wir haben dir eine Überraschung gemacht.« Das ist das Schönste, wenn du so lächelst. Lydia darf dir die selbst gebastelte Karte geben, ich das Tiramisu. »Extra für dich, ohne Alkohol.« Auf einmal ist dein Lächeln weg. »Willst du mich jetzt erziehen?«, fragst du. Drehst dich um und gehst. Am Abend bist du noch immer nicht zurück. Ich bringe Lydia ins Bett. Das Leben geht weiter, hast du doch gesagt, nachdem Papa ausgezogen ist. Das war schon wieder gelogen.

»Träumst du, Lucy?«, fragt Dani. »Oder warum isst du nicht?«

»Ach so. Ja. Ich überlege nur gerade. Glaubst ihr, dass es stimmt, was die Therapeuten sagen. Dass der Kopf nicht zwischen eingebildet und echt unterscheiden kann?«

»Na ja«, Dani schaut auf das Tiramisu. »Ich glaube, wenn ich meinem Kopf erzähle, dass das eine Portion Hundekacke ist, würde er einen Lachkrampf kriegen und sich das Zeug trotzdem reinstopfen. Das hoffe ich zumindest. Wäre sonst wirklich schade drum.«

»Also, ich glaube schon, dass was dran ist«, sagt Saskia. »Wenn ich immer noch hundertmal am Tag denken würde, was für ein fettes Monster ich bin, dann könnte ich das hier niemals essen.«

Stimmt, bei ihr scheint es langsam zu funktionieren. Wie sie das Tiramisu löffelt, ganz ohne Murren. Ist tatsächlich alles nur Übungssache? Wie stricken? Oder Schach?

»Wo ist eigentlich Thomas?«

Das erste Mal, dass ich klopfe. Ein neuer Spruch an seiner Tür. Kringel als i-Punkte. »Als das Weglaufen schlimmer war, als das, wovor ich weglief, blieb ich stehen, drehte mich um und stand mir selbst gegenüber.«

»Herein.« Ein Hügel unter der weißen Krankenhausdecke. Aber die Gedanken finden einen überall.

»Wegen deinem Sohn?«, frage ich. Warum auch sonst? Der Tag selbst gibt ja keinen Anlass für Trübsal – weder Wochenende noch Feiertag. Der Himmel, wolkenloses Blau, nur ein bisschen verwaschen vielleicht. »Gehen wir ein bisschen spazieren?«

Seufzen ist gut. Seufzen heißt atmen. Wer atmet, lebt. Sehr langsam bewegt sich der Hügel. Bewegt die Decke sich zurück. Als würde er sich häuten. Blinzelt mich an.

Immer noch ziemlich warm für die Jahreszeit. Das Licht so fahl über der Landschaft, als ob der Himmel beschlossenen hätte, es gut zu rationieren, damit es über den Winter reicht.

»Aber zum Ort geht's da lang«, sagt Thomas.

»Eben.« Er braucht einen Augenblick. Dann nickt er.

»Verstehe. Dann gehen wir einfach die Runde vom Morgenspaziergang.«

Ja, er versteht wirklich. Das werde ich am meisten vermissen. Menschen, die das verstehen. Menschen, denen man das nicht erklären muss. »Ich hab wirklich gedacht, ich könnte das«, sage ich. »Einfach mal ›schauen‹. Aber seit dem Rückfall ...«

»Mit der Zeit wird es leichter«, sagt Thomas. Es klingt wie eine Bitte.

»Irgendwie hab ich richtig Angst vor zu Hause«, sage ich. »An jeder Ecke eine Kneipe.« Als ob sie mich packen und hineinziehen könnte, wenn ich ihr zu nahekomme. Mit der Zeit – vielleicht irgendwann, in ein paar Wochen, Monaten, Jahren. Gleichmäßiges Knirschen, nur unser Atem und wir. Eine Jacke wäre doch gut gewesen. Oder schneller Laufen, dann wird's auch warm. Die Bäume, der Waldweg. Noch zwei Monate bis zu Hause. Wie wird es da erst werden? Einer einzelnen »Linde« kann man ja noch aus dem Weg gehen, aber dort? Der Hügel von der Atemtherapie. Zum Glück habe ich die Zigaretten dabei.

»Warte«, sagt Thomas. »Ich mach dir einen Windschutz.«

Nichts tun. Einfach nur schauen. Wie bei unserem ersten Morgenspaziergang. Ein Gefühl, so friedlich wie bei Marie auf der Terrasse – *durchweichen, knacken, abkauen, ausspucken* – nur dass es diesmal Rauch ist – rein und wieder raus. Ob Marie auch gerade auf so einem Hügel steht, ringsum bunter Wald? Frische Luft kann beim Nachdenken sicher nicht schaden. Und ein bisschen Weitblick erst recht nicht. Ist der Himmel bei ihr auch so blau? Vielleicht fällt ja die richtige Entscheidung herunter, wenn sie nur lange genug hinaufschaut? Was so eine Trennung wirklich für sie bedeuten würde ... ein Leben ohne Tobi.

»Einem Maler würde man dieses Bild nicht glauben«, sagt Thomas. Nadel- und Laubbäume, die einträchtig die Landschaft bedecken, als hätten sie sich extra dort

hindrapiert, um uns daran zu erinnern, wie schnell wieder ein Jahr vorbei ist und wie zwecklos es ist, das Leben bremsen zu wollen. Vielleicht sollten wir einfach aufhören, es zu versuchen. Unten der Ort, in dem wahrscheinlich schon längst Lebkuchen und Nikoläuse in den Regalen stehen. Irgendwo dort unten ist sie, die Linde. Für welche Lucy poliert der Wirt heute ein frisches Glas? Ob Peter schon am Tresen sitzt? Bestimmt, es wird ja schon bald dunkel. Ob er hin und wieder zur Tür schaut und sich fragt, ob sie nochmal wieder kommt, diese junge Frau aus der Stadt, mit der das Bärwurz-Kippen zwar nicht gesünder, aber vielleicht doch ein bisschen weniger einsam war? »Kommen S', Fräulein – geht auf mich.« Und dann? Wie würde die Lucy von heute sich entscheiden?

»Das Dorf, in dem ich aufgewachsen bin, sah genauso aus«, sagt Thomas. »Dort gab es auch so einen Hügel. Als Kind hab ich oft dort gespielt.«

»Du bist auf dem Land aufgewachsen?«

»Bei meiner Oma. Sie hat mich quasi großgezogen. Ich war zwölf, als sie krank wurde. Ein Jahr später ist sie gestorben. Ich war beim Frühstück, als der Anruf kam. Ich weiß noch, dass ich mich gewundert habe, warum das Müsli so staubig schmeckt. Erst hinterher ist mir aufgefallen, dass ich die Milch vergessen hatte.«

Thomas als Junge mit Sommersprossen und dem schüchternen Lächeln.

»Damals war ich oft auf dem Hügel«, sagt er. Hatte er damals schon diese Traurigkeit in den Augen? »Ich hab

mich oft gefragt, wie es wäre, da hinunterzuspringen.«
Schon als Kind. Wir hätten uns sicher gut verstanden.

»Und?«, frage ich. Ein kleines Lächeln.

»Hätte nicht funktioniert«, sagt er. »Viel zu flach. Ich hätte höchstens runter rollen können.«

»Gut«, sage ich.

»Was?«

»Dass es so flach war.« Da sind sie wieder, seine Lachfältchen. Zum ersten Mal seit Tagen. Meine Zigarette schon wieder zu Ende, ein Zischen im feuchten Gras.
»Hast du Geschwister?«, frage ich. Kopfschütteln.

»Nur meine Eltern, die sich überhaupt nicht verstanden haben. Mein Vater ist wegen jeder Kleinigkeit ausgerastet. Ich hab mir immer vorgenommen, wenn ich einen Sohn bekomme, soll er nie Angst vor mir haben. Ich wollte viel lockerer sein. Ich habe Jonathan immer gleichberechtigt erzogen. Er sollte alles mitentscheiden können, auf Augenhöhe. Und jetzt schaut er auf mich herab.« Wie er hinunterschaut, als ob der *Ort* sich freiwillig gemeldet hätte, um es vorzuführen. Er öffnet den Mund. Es raucht. Macht ihn wieder zu, als hätte er nur testen wollen, ob es auch bei ihm funktioniert. Jetzt doch wieder auf.

»Weißt du«, sagt er, »dass ich auch schon davorgestanden bin?«

»Wo?« Aber er steht nur da und schaut. Keine Regung.
»Doch nicht etwa?« Nur die Kältewölkchen aus seinem Mund. »Und wie?«, frage ich. »Ich meine, wie hast du es geschafft, nicht reinzugehen?«

Endlich, als hätte sich ein Bann gelöst, regt er sich wieder, schaut mich an. Ein verschmitztes Zwinkern. »War zu.«

»Im Ernst?!« Manchmal hat man eben auch Glück. »Und wenn offen gewesen wäre?«

»Wer weiß?« Ein Schlitzohr-Lächeln übers ganze Gesicht. »Gibt's 'nen Automaten da drin?«

»Ach, du!« Ein Knuff gegen seine Daunenjacke, und er wird wieder ernst.

»Beim Meeting hat mal einer von einem Spruch erzählt, den er irgendwo gehört hat. Von zwei Kamelen, die einen durch jede Wüste tragen: Eines davon heißt Humor.«

»Werd ich mir merken«, sage ich. »Und das andere?«
»Geduld.«

»Geduld. Das ist doch kein Name für ein Kamel.«

»Ja«, sagt er. »Ich weiß. Aber was will man machen.«
Irgendwo kläfft ein Hund. Eine Windböe.

»Es wird kalt«, sagt er. »Wollen wir langsam zurück?«

Der Waldweg, die Bäume, das Knirschen der Kiesel. Die Gedanken – kläffende Hunde in der Ferne. Ein Auto auf der Straße, der Ahorn, der Parkplatz. Nasse Füße.

Schon wieder Abend. Als wäre die Zeit hier eine trichterförmige Sanduhr, die mit jedem Tag, der hindurchrieselt, immer breiter wird. Irgendwie ist Thomas nicht richtig bei der Sache. So lange braucht er doch sonst nicht, um sich den nächsten Zug zu überlegen. Aber vielleicht denkt er ja auch an das echte Leben. Welchen Schritt muss er gehen, um seinem Sohn wieder näher zu kommen? Und

ich? Bald fahre ich heim, und es ist nichts geklärt. Wie soll es denn weitergehen? Mit Lars? Mit den Kindern? Der Arbeit? Wie machen das die anderen hier? Müssten sie sich diese Frage nicht genauso stellen? Margot mit ihrem Strickzeug, irgendwie sieht sie anders aus als sonst. Vielleicht weil sie ungeschminkt ist? Eine Perlenkette, einfach nur fürs Wohnzimmer. Neben ihr Traudl, ebenfalls am Stricken, als ließe die Zeit sich auffangen wie verlorene Maschen. Als könnten sie für immer da sitzen bleiben, Maschen zählen, sich über Strickmuster unterhalten. Und Dani, im Schneidersitz daneben, sie tut sich da nicht so leicht. Bohrt die Nadelspitze ins Gewebe und meckert unentwegt vor sich hin. Macht sie sich Gedanken, wie es weitergehen wird mit ihr und Karsten? Hofft sie, dass das, was hier zwischen ihnen entstanden ist, eine größere Chance hat, im echten Leben zu bestehen, als ihre Mütze? Immerhin, sie hat nicht aufgegeben. Obwohl es doch ein Blinder sieht, dass ihr die niemals passen wird. Und Saskia? Wie vertieft sie knüpft. Irgendwann wird sie ihre Eltern sich selbst überlassen müssen. Adil neben ihr. Spielt, wie immer, auf dem Handy. Bald wird diese Lücke zwischen den beiden unweigerlich verschwinden. Und dann? Was wird aus der Lücke, wenn es keinen Hausregelkatalog mehr gibt? Wird Saskia sie ersetzen durch ihre Telefonnummer, die sie Adil ins Handy diktiert? Kannst ja mal anrufen, wenn du magst. Noch traut sie sich nicht. Aber hoffentlich bald. Bevor sie entlassen wird und die Lücke zu einem Konjunktiv, den sie dann später bereut. Zumindest mit dem Essen klappt es doch

inzwischen schon ganz gut. Jedenfalls sollte es reichen für die beiden Kilos, die sie braucht, damit sie noch ein Weilchen da sitzen kann und sich hinüber beugen über die Lücke, um in Adils Handy zu schauen, mit ihm über irgendetwas zu lachen, seinen Blick zu ignorieren und sich die Strähne hinters Ohr zu streichen, die sie ganz zum Schluss aus dem Dutt gezogen hat, den sie inzwischen schon in der halben Zeit beherrscht. Was würde passieren, wenn sie seinen Blick erwidern würde? Ein bisschen Zeit bleibt ihr ja noch, um das herauszufinden. Ein paar Wochen, um näher zu rücken, bevor die Zeit ihr zuvorkommt und die Lücke auslöscht wie ein Tafelbild am Ende eines Schultags.

Thomas überlegt immer noch, konzentriert übers Schachbrett gebeugt.

»Du bist dran«, sage ich, zum wievielten Mal schon?

»Was mache ich denn«, fragt er, »wenn Jonathan sich nicht meldet?« War ja eigentlich klar.

»Jetzt warte erst mal ab«, sage ich. »Du hast den Brief doch erst gestern eingeworfen.«

»Das sieht echt unmöglich aus!«, schimpft Dani auf dem Sofa, wieder ihre Mütze. »Mit den ganzen Fehlern drin. Und außerdem passt sie mir nie im Leben.« Aber immerhin, sie hat sich nochmal durchgerungen. Und sie gibt nicht auf. Trotz der Kochtopfform. Trotz der Fehler. Dass Margot gar nicht versucht, sie aufzumuntern. Endlich, eine Regung bei Thomas. *Wie jetzt*, warum denn den Springer?

»Machst du das mit Absicht?«, frage ich.

»Was?«

»Na, mich gewinnen lassen? Wenn du mit dem Springer da weggehst, ist dein Turm nicht mehr gedeckt.«

»Ach, sorry. Nein. Ich hab es einfach nicht gesehen. Entschuldige Lucy, ich bin nicht ganz bei der Sache.«
Ob er den Brief jetzt doch bereut?

»Du darfst ihn nochmal zurückstellen«, sage ich.

Kapitulieren wäre ihm eindeutig lieber. Schnäuzen vom Sofa. Margot. Was redet sie da mit Traudl? Zu leise, als dass man etwas verstehen könnte, zu laut, um es einfach zu ignorieren. Kann Thomas sich jetzt endlich mal entscheiden?

»Ich finde, du solltest nicht dir die ganze Schuld geben.« Traudl, seit wann so nachdrücklich? Und welche Schuld überhaupt?

»Meine dritte gescheiterte Ehe ...« Das ist tatsächlich Margot, die da schnieft. »Dabei habe ich bei Rudi so gehofft, dass es hält. Ich kann mir gar nicht vorstellen, wie das werden soll, ohne ihn.«

»Du lässt dich scheiden?«, fragt Dani.

»Nicht *ich*«, schnieft Margot. »Der Rudi. Er hat es mir vorhin am Telefon gesagt.«

Ihr Lippenstift so akkurat wie immer, nur die Lippen darunter ein bisschen zittrig.

»Ein Kerl, der danebensteht und zuschaut, wie du dich kaputt säufst!« Für Dani ist eine verlorene Masche eindeutig die größere Tragödie. »Sei froh, dass du ihn los bist!«

»Aber was hätte er denn tun sollen?«

»Na, irgendwas eben«, sagt Dani. »Dich zu einer Beratungsstelle schleppen, den Alkohol aus dem Haus schaffen. Ich verstehe einfach nicht, wie man als Partner so gleichgültig danebenstehen kann.«

»Vielleicht hast du recht«, sagt Margot. »Vielleicht, wenn der Rudi mich unterstützt hätte ...« Ihre Stimme, immer noch belegt. Von Tränen? Oder von den Worten, die sie Rudi noch hätte sagen wollen und die sie jetzt stattdessen uns sagen muss. »Vielleicht wäre manches anders gekommen, wenn ich mal zwischendurch gesagt hätte, was *ich* mir wünsche. Ich glaube, er weiß bis heute nicht, dass ich gern Kinder mit ihm gehabt hätte.«

»Sag ich doch!«, sagt Dani. »Ignorant bis zum Umfallen.«

»Aber trotzdem«, sagt Margot. »Ich war mir so sicher. Ein richtiger Kerl, habe ich gedacht, als ich ihn das erste Mal gesehen habe, auf dem Fußballplatz.«

»*Du* magst Fußball?«, fragt Dani. Wirklich schwer vorstellbar, Margot mit ihrem Stickjäckchen und der Perlenkette.

»Das nicht«, sagt sie. »Aber er hat es eben vorgeschlagen für unser erstes Treffen. Er hat uns Currywurst geholt und Bier. Einer, der weiß, was er will, habe ich damals gedacht. Das hat mir imponiert. Meine beiden Männer zuvor haben immer nur in den Tag hineingelebt.«

»Wie habt ihr euch überhaupt kennengelernt?«, fragt Dani.

»Über eine Zeitungsannonce.«

»Zeitungsannonce!« Ein ungenießbares Wort, so wie Dani es ausspuckt – Haltbarkeitsdatum um zwanzig Jahre überschritten – mindestens.

»Internet hatte ich damals noch keins«, sagt Margot. »Und nach meiner zweiten Scheidung hab ich gedacht, jetzt weiß ich ja, worauf ich achten muss und was ich nicht mehr will. Irgendwann, dachte ich, muss es doch klappen und ...« Margots Stimme jetzt drauf und dran, sie auch noch sitzen zu lassen.

»Ich will ja nichts sagen«, sagt Traudl, »aber vielleicht solltest du lieber an die Sachen denken, die dich an ihm stören. Sonst wirst du doch bloß noch trauriger.«

»Traudl hat recht!« O-ho, das aus Danis Mund! »Erzähl uns von seinen Macken! Was hast du so richtig an ihm gehasst? Hatte er Mundgeruch?«

Margot schüttelt den Kopf.

»Geschnarcht?«, fragt Dani hoffnungsvoll.

»Schon, aber das hat mich nicht gestört.«

»Überleg!«, befiehlt Dani. »Nimm mal die rosarote Brille ab und denk nochmal richtig nach.«

»Das Einzige, was ich nicht so mag«, sagt Margot, »ist das mit dem Fußball. Aber das wusste ich ja von Anfang an. Nur, dass zu jedem Spiel immer Bier im Haus sein muss, das hat mir schon manchmal zu schaffen gemacht. Vor allem kurz nach dem Entzug.«

»Er hat nach deinem Entzug getrunken! Vor deinen Augen?!«

Margot nickt. »Fußball ohne Bier, das wäre für ihn undenkbar.«

»So ein Vollidiot«, sagt Dani. »Aber dass du dir das auch bieten lässt, da ist dir echt nicht zu helfen.« Einfühlsam sind ja schon die Therapeuten. »Ich meine, das ist ja wohl das Mindeste, dass man es dem Partner nicht noch schwerer macht, als es sowieso schon ist.«

»Sag mal, Lucy«, fragt Margot plötzlich. »Du bist doch auch verheiratet.«

»Schon.« Aber ich spiele doch gerade mit Thomas, auch wenn es nicht so aussieht. »Wann ist denn deinem Mann klar geworden, dass es so nicht weitergehen kann?«

»Eigentlich ...« Ist mir die Frage zu privat. »Ich weiß nicht genau. Ich glaube, so richtig realisiert hat er es erst durch den Unfall.«

»Männer!« schnaubt Dani.

»Aber für den Unfall kann Lars ja nun wirklich nichts!«

»Nein, natürlich nicht!« Dani, plötzlich auf 180. »Und wie lange hat er mit dir in einem Bett geschlafen, ohne irgendwas zu checken?!«

»Ich verstehe, was du meinst«, sagt Margot. Ich nicht. Ich überhaupt nicht. Sie kennt dich doch gar nicht. Wie kommt sie dazu, so über dich zu urteilen! »Eigentlich könnte man auch froh sein«, sagt Margot, »wenn man sich nicht mehr ständig nach jemandem richten muss, nicht mehr ständig funktionieren.« Das Stichwort für ihre Stimme. Schluss mit dem ständigen Funktionieren. Ein Taschentuch aus der Strickjacke.

»Wenn du dich unbedingt aufopfern willst«, sagt Dani, »warum holst du dir nicht einfach ein Haustier? Im Ernst! So ein verstoßenes Kätzchen ist wenigstens

dankbar. Außerdem musst du keine Hemden bügeln und kannst dir sicher sein, dass du beim Knutschen keine Bierfahne im Gesicht hast.«

»Aber das kannst du doch nicht vergleichen!«, sagt Margot. »Und außerdem kann es ja auch gut gehen. Bei Traudl funktioniert es doch auch. Wie lange bist du nochmal verheiratet, Traudl?«

Traudl? Verheiratet? Mit ihrer herausgewachsenen Dauerwelle und ihrem Fetisch für Crazy-Socks? Und trotzdem hat sich einer gefunden, der bleibt?

»Achtzehn Jahre.« Traudls Lächeln, so schuldbewusst, als hätte mindestens die Hälfte ihrer Ehejahre Margot zugestanden und sie sich diese unrechtmäßig angeeignet. Achtzehn Jahre – so alt ist sie doch noch gar nicht!

Auch Dani kann es nicht glauben. »Da warst du ja noch ein Kind!«

»Wir kannten uns ja schon aus der Schule.«

»Aber deswegen muss man doch nicht gleich heiraten!«, ruft Dani.

»Warum nicht?«, sagt Margot. »Wenn man doch glücklich ist miteinander?«

»Glücklich!« So was Absurdes hat Dani offenbar noch nie gehört. Und überhaupt: Das muss erst mal bewiesen werden.

»Bist du glücklich, Traudl?« Traudl zieht schon mal vorbeugend den Kopf ein. Für den Moment würde es ihr wahrscheinlich genügen, wenn Dani auf eine Vereidigung verzichtet. Wie sie zu Dani hinüberblinzelt. Als ob sie fürchtet, dass es mit ihrer Schonfrist genauso schnell

vorbei sein könnte wie mit Margots Ehe. »Achtzehn Jahre glücklich?«, hakt Dani nach. »Mit demselben Typen?«

»Ich denke schon.«

»Du *denkst*?!«, ruft Dani, als hätte sie so etwas schon vermutet. So viel Ehe kann ja kein Mensch auf ehrliche Weise zusammenkriegen.

Aber vielleicht ist es ja wirklich so leicht: sich sein Glück einfach denken. Hin und wieder mal den Kopf von links nach rechts bewegen und warten, ob ein Gegenargument herausfällt – und wenn nicht: Die Achseln zucken, die Lippen zum Gute-Nacht-Kuss spitzen und sich zur Seite drehen. Einschlafen. Und alles, was man im Leben nicht bekommt, kann man sich ja immer noch träumen.

Oder ist das genau das, was Walhalla als »gemütliches Elend« bezeichnen würde? Lieber ein Leben ertragen, das einem zustößt, als selbst zu wählen und aktiv zu handeln?

»Ihr seid echt ein Haufen«, seufzt Dani. Wer? Traudl und Margot? Oder meint sie auch mich? »Eine Schande für die weibliche Unabhängigkeit!«

»Da spricht die Richtige«, murmelt Thomas. Er ist ja doch noch anwesend.

Dani starrt auf ihre Mütze, als hätte diese gerade kundgetan, dass sie jetzt doch lieber ein Kochtopfwärmer wäre. »Das ist genau das, was ich an euch Kerlen so satthabe. Ihr reißt immer nur das Maul auf, aber in Wahrheit habt ihr nicht die geringste Ahnung.« Bitte nicht schon wieder streiten. »Das ist übrigens auch der Grund, warum ich

mich so gut mit Karsten verstehe. Er fragt erst mal nach, bevor er ein Urteil fällt. Er braucht das nämlich nicht für sein Ego.«

»Er vielleicht nicht.« Warum ist Thomas nicht einfach still. Dani legt ihr Strickzeug weg. Was denn jetzt? Feuchte Augen?

»Weißt du, Thomas. Ich bin hier, um mich neu zu orientieren. Um Sachen auszuprobieren. Um herauszufinden, was mich wirklich glücklich macht. Vielleicht ist das die erste und einzige Mütze, die ich in meinem Leben stricke. Sehr wahrscheinlich sogar. Aber wer weiß. Vielleicht, wenn mir mal die Decke auf den Kopf fällt und ich losfahren will zur Tanke, um mir eine Pulle zu besorgen, vielleicht erinnere ich mich dann daran, wie ich hier gesessen bin und mich durchgekämpft habe. Und solange ich Stricknadeln in der Hand habe, kann ich zumindest keine Dummheiten anstellen.«

Sogar Saskia und Adil schauen jetzt mit fragenden Mienen, als ob sie die Pointe verpasst hätten und gern nochmal die Wiederholung sehen würden.

»Wir haben hier alle keine leichte Zeit«, sagt Dani. »Wir könnten uns gegenseitig unterstützen, uns ein bisschen Sicherheit geben. Wir könnten Pläne machen für danach. Eine Selbsthilfegruppe gründen oder so. Aber stattdessen ...«

»Krass, oder? Das mit Karsten?«, fragt Saskia. Hoppla, mit Anlauf aufs Bett. Gut, dass sie so leicht ist, sonst wäre jetzt der Lattenrost durchgebrochen. Da sitzt

sie, kopfschüttelnd wie eine Oma, die gern eine Erklärung hätte für die heutige Jugend oder dafür, was an einem Telefon ohne Kabel besser sein soll und was das dann überhaupt noch mit einem Telefon zu tun hat. »Dass er wirklich schwul sein soll ... Dabei war ich mir so sicher, dass da was läuft zwischen Dani und ihm.«

»Tja, so kann man sich täuschen.«

Auch der Vollmond täuscht. Ein Quäntchen fehlt schon wieder. Wenn man es nicht wüsste, würde man es nicht sehen. Wie beim kleinen Prinzen: Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar. Hat Dani recht damit, dass wir vom Mond viel lernen können. Den eigenen Augen nicht zu trauen zum Beispiel? Aber wem denn dann? Dem eigenen Kopf doch erst recht nicht. Und wie ist das bei Saskia? Hat sie inzwischen zugenommen? Sehen tut man nichts, aber vielleicht täuscht auch das. Ein paar Tage bleiben ihr noch. Zwei Kilo, die den Unterschied machen zwischen Bleiben und Heimfahren. Dass der Bass ihr nicht das Trommelfell zerreißt.

Verdammt, diese Matratze! So schwer bin ich doch nicht, dass man gleich ächzend unter mir zusammensinken muss. Aber vielleicht gibt es ja Menschen, die das mögen. Maries Mutter zum Beispiel. Ob Marie immer noch bei ihr ist? Wo sie doch schon vor zehn Jahren Kreuzschmerzen bekommen hat von dem durchgelegenen Gästebett. Immer noch keine Nachricht von ihr. Vielleicht muss ich ihr doch mal schreiben. Nicht dass sie sich am Ende noch daran gewöhnt – an das Gästebett

und an den leeren Platz neben sich, wenn sie aufwacht. Vor allem nicht an den.

Wann haben wir uns das letzte Mal geschrieben? Maries SMS, vom 7. Oktober: »Nach unserem Gespräch letzten Sonntag ist mir klar geworden, dass es so nicht weitergehen kann mit Tobi und mir. Ich bin zu meiner Mutter gefahren, gleich am selben Abend, als ich von dir zurückgekommen bin.« Gleich am selben Abend, vor mehr als drei Wochen. Dass ihr Rücken das so lange mitmacht. Vielleicht wegen dem vielen Yoga? Oder kann man sich wirklich an alles gewöhnen, wenn man sich nur lange genug bemüht? Augen zu und durch, durch die Nacht, so oft, bis die Mulde, die der eigene Körper hineingelegt hat, zu einem natürlichen Bestandteil der Matratze geworden ist? Die Kreuzschmerzen beim Aufwachen das einzige Indiz dafür, dass man noch lebt? Da oben, der große Wagen, so deutlich. Kannst du ihn auch sehen, Marie? Wo bist du gerade? Sitzt du auf dem Bänklein vorm Haus, statt im Bett zu liegen, weil dein Rücken in Wahrheit für solche Matratzen genauso wenig gemacht ist wie meiner? Vielleicht hast du ja auch an Hesses *Stufen* gedacht und beschlossen, selbst aktiv zu werden. Stufen erklimmen, Räume durchschreiten, ständig bereit zum Abschied, ständig bereit für neue, andere Bindungen? Aber was, wenn das Herz keine neuen Bindungen will? Ich will keinen anderen. Und du doch auch nicht. Ich und Lars. Du und Tobi. Manches muss man doch nicht ausprobieren, um es zu wissen. Sich zu trennen, nur um herauszufinden ... Nein. Das wirst du nicht tun, Marie.

Oder? Das wirst du doch nicht tun. So zerbrechlich kann eine Welt doch nicht sein.

Aus der Ferne die Glocke im Ort. Wahrscheinlich hat der Wirt Peter schon längst in ein Taxi gesetzt und die »Linde« zugesperrt. Langsam Zeit, ins Bad zu gehen. Schon wieder ein Handtuch auf dem Boden. Warum kann Saskia es nicht einfach aufhängen? »Sag mal ...« Aber sie schläft schon. Kein Bass mehr, stattdessen ein Röcheln, das von einer Zunge kommt, die im Weg liegt. Warum dreht sie sich nicht einfach auf die Seite? Zwei Kilo bis Freitag ... ihr Handtuch. Na, eigentlich vielleicht ja nicht so wichtig.

Nur dieses Röcheln. Dunkel vorm Fenster. Weiße Vorhänge. Das Mädchen im Nachbarbett. Dieses Röcheln. Nicht bewegen. Nicht, dass sie aufwacht. Und wegen den Schläuchen und den Geräten. Schritte, da kommt jemand. Endlich. »Mama?« »Nicht weinen, Du bist doch schon groß.« Das ist nicht Mama. Nur die Schwester. Es dauert ewig. Endlich ist Tag. Mama sitzt an meinem Bett. Riecht nach Wein. »Wo ist Papa?«, frage ich. Sie schaut weg. »Frag nicht so viel.«

Nein. Stopp. Da steht der Schreibtisch. Es sind meine Erinnerungen. Ich kann damit machen, was ich will.

Dienstag, 15. Oktober 2019

»Schlecht geschlafen?«, fragt Frau P.

»*Schlecht* ist gut.« Warum lächelt sie plötzlich immer? Sie schaut auf die Seiten in meiner Hand. Sehen



© Heike Ulrich Fotowork

MARION ZECHNER

Geboren in München, Mutter zweier Kinder, arbeitet als Sozialpädagogin und systemische Therapeutin bei einem bayrischen Suchthilfeträger. Neben Schreibwerkstätten (u. a. an der Bundesakademie Wolfenbüttel) absolvierte sie das Fernstudium Prosaschreiben bei der *Textmanufaktur*. Kurzgeschichten in Literaturzeitschriften und Anthologien. Mit einem Ausschnitt aus diesem Roman debüt war sie für den *Irseer Pegasus* nominiert und gewann den österreichischen Literaturpreis *Schreiberei*.